

Steigerwald, Daniel

Pfarramtsanwärter der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

Bibelstelle: Markus 7,24-30

Anlass: Abendmahlsgottesdienst am Mittwochmorgen, Peterskirche Heidelberg (29.05.2019)

Ein Glaube, der Wirklichkeit verändert

Kanzelgruß: Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Textlesung: Markus 7,24-30

24 Und er stand auf und ging von dort in das Gebiet von Tyrus. Und er ging in ein Haus und wollte es niemanden wissen lassen und konnte doch nicht verborgen bleiben; 25 sondern alsbald hörte eine Frau von ihm, deren Töchterlein einen unreinen Geist hatte. Und sie kam und fiel nieder zu seinen Füßen – 26 die Frau war aber eine Griechin aus Syrophönizien – und bat ihn, dass er den Dämon aus ihrer Tochter austreibe. 27 Jesus aber sprach zu ihr: Lass zuvor die Kinder satt werden; denn es ist nicht recht, dass man den Kindern das Brot nehme und werfe es vor die Hunde. 28 Sie antwortete aber und sprach zu ihm: Herr, aber doch essen die Hunde unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder. 29 Und er sprach zu ihr: Um dieses Wortes willen geh hin, der Dämon ist aus deiner Tochter ausgefahren. 30 Und sie ging hin in ihr Haus und fand das Kind auf dem Bett liegen, und der Dämon war ausgefahren.

Zwei Figuren haben eine Begegnung. Beide wird sie verändern.

Die eine Figur ist Jesus. Ein müder Jesus. Ein Jesus, der sich danach sehnt, in Ruhe gelassen zu werden. Ein Jesus, der gerade noch mitten im Geschehen gewesen war: Er hatte Dämonen ausgetrieben, hatte Kranke geheilt. Er hatte Gleichnisse erzählt, hatte mit fünf Broten und zwei Fischen eine riesige Menschenmenge satt gemacht. Er war in soziale Konflikte verwickelt worden: In seiner Heimatstadt war er ausgelacht worden. Mit den Pharisäer und

Schriftgelehrten war er aneinander geraten: Statt mit Jesus über das zu reden, was wirklich wichtig war, hatten die ihn nämlich in ihre kleinlichen Reinigungsriten verwickelt. Und nicht einmal seine Jünger hatten so richtig verstanden, was Jesus daran gestört hatte.

Jetzt brauchte Jesus erst mal eine Pause. Raus aus dem Promi-Status. Raus aus Galiläa, wo er keine ruhige Minute mehr hatte. Raus – nach Tyrus, ans Meer, ins Ausland, wo ihn keiner kannte. Bloß weg.

Szenenwechsel.

Vor unserem inneren Auge sehen wir eine Frau. Sie ist keine Jüdin. Sie lebt außerhalb der jüdischen Gebiete in Tyrus, ihrer Heimatstadt. Wieso sollte sie auch weggehen? Der Hafen der Stadt – der ideale Stützpunkt für ihr kleines Unternehmen. Das Geschäft floriert. Sie könnte eigentlich ein sehr gutes Leben haben: Wenn da nicht das eine wäre, diese tiefe Traurigkeit, die ihr sonst so fröhliches Leben überschattet: Mit ihrer Tochter stimmt etwas nicht. Manchmal ist alles ganz normal.

Dann aber gibt es Zeiten, dann beginnt ihre Tochter plötzlich am ganzen Leib wie wild zu zittern und sich zu verkrampfen. Manchmal nur ein paar Minuten, manchmal länger. Jedes Mal steht sie Todesängste um ihre Tochter aus. Und jeden Tag lebt diese Frau mit der Angst, dass es heute wieder soweit sein könnte. Es ist der Schatten in ihrem Leben. Die Moll-Tonart, die alle fröhlichen Töne ihres Alltags in eine dunkle Grundstimmung verfärbt. Aber was soll sie tun? Ihr kann ja niemand helfen. Als sie das erste Mal Rat gesucht hatte, da hatte man ihr gesagt, ihre Tochter sei von einem Dämon besessen. Und damit war sie stehen gelassen worden. Ihr konnte keiner helfen. Niemand, bei dem sie in all den Jahren gewesen war.

Und dann, eines Morgens, da hörte sie in der Stadt von diesem Wunderheiler. Dass er ungewöhnliche Dinge tun konnte. Dass sie ihm in den jüdischen Gebieten alle hinterher rennen würden. Und unsere Frau – die hat das jetzt nicht mehr losgelassen. Den ganzen Tag musste sie darüber nachdenken, was sie da gehört hatte.

War da etwas dran? Besaß dieser Mann vielleicht wirklich Wunderkräfte? Aber selbst wenn sie sich hin trauen sollte – würde er sich ihr überhaupt zuwenden? Sie wusste ja aus ihrer eigenen Erfahrung, wie das sein konnte mit Leuten, die aus der jüdischen Tradition kamen und es damit auch ernst

meinten. Sie hatte solche und solche Leute kennengelernt. Manche waren offener. Manche hielten sich penibel an ihre strikte Vorgaben, das wusste sie. Würde man sie denn überhaupt in das Haus reinlassen, wo sich dieser Wunderheiler aufhielt? Würde der mit ihr als Frau reden? Würde er sich nicht empört abwenden, wenn er merkte, dass sie gar nicht zu seinen Volksgenossen gehörte?

Aber auf der anderen Seite – was hatte sie schon zu verlieren? Ihr Leben war so eingenommen von dem Problem ihrer Tochter. Sie würde alles tun, damit sich das ändern würde. Eine Zeit lang überlegte sich die Frau also noch, wie sie es angehen würde. Dann nahm sie sich ein Herz und ging los.

Liebe Mittwochmorgen-Gemeinde: Wir haben zwei Personen kennengelernt. Zwei Personen aus unterschiedlichsten Hintergründen. Gerade leben sie zufällig in derselben Stadt. Und gleich werden sie sich begegnen.

Angenommen, wir hätten den Text jetzt noch nicht gelesen: Was würden Sie vermuten, wie die Begegnung zwischen diesen beiden Personen verlaufen könnte? Zwischen der Frau und Jesus? Viele von uns kennen ihn doch, den Herrn Jesus. Den guten Hirten. Den liebevollen, barmherzigen, erbarmungsvollen Jesus, der sich um die Armen und Schwachen kümmert. Vertrauensvoll. Der ein Herz hat für die einfachen Menschen. Der sein Leben dafür einsetzt, dass Gerechtigkeit geschaffen wird. Und das alles mit so einer Hingabe, dass es lebensgefährlich wird für ihn.

Naja, was wird er schon tun? Er wird Mitleid haben mit der Frau. Er wird beeindruckt sein von ihrem Glauben – genau wie auch sonst, wenn bei ihm jemand aufkreuzt mit so einem Anliegen. Und dann wird er mit der Frau mitkommen. Er wird in ihr Haus gehen. Und er wird ihre Tochter von diesem Übel befreien. Doch das geschieht nicht. Was geschieht, entsetzt mich.

Die Frau hatte sich aufgemacht. Auf dem Hinweg hatte sie ihr Anliegen immer wieder vor sich her gesagt. Sie war aufgeregt. Würde der Wunderheiler ihr zuhören? Sie war in das Haus gegangen. Man hatte sie wider Erwarten hereingelassen. Sie war in den Raum geführt worden, wo dieser Wunderheiler war. Und dann hatte sie sich auf ihre Knie fallen lassen. Und jetzt, jetzt hat sie es ausgesprochen. Ein Moment der Stille liegt in der Luft. Was wird er tun?

„Lass zuvor die Kinder satt werden; denn es ist nicht recht, dass man den Kindern das Brot nehme und werfe es vor die Hunde.“

Was? Was macht Jesus denn jetzt? Es ist der Moment, wo Sie, wo ich, erschrocken aufschauen. Der Wunderheiler heilt nicht. Der Geber aller guten Gaben gibt nicht. Er gibt nicht, er hält zurück. Wir kennen von ihm Worte der Annahme, was wir hören ist pure Ablehnung. Das hier sei nicht sein Dienstbezirk, nicht sein Gemeindeeinzugsgebiet. Er sei nur für sein Volk da, für Israel, nicht für die Heiden.

Gerade noch hat Jesus eine Brotvermehrung für über 5000 Menschen veranstaltet. Und jetzt? Jetzt ist Brot plötzlich Mangelware. In seinem Bild ist Jesus nicht der kraftvolle Wundertäter. Nein, ganz im Gegenteil: Er ist jetzt der Hausvater, der es gerade so schafft, für seine eigenen Kinder zu sorgen. Für Haustiere bleibt da nichts übrig. Für Haustiere wie diese Frau.

Was macht diese Frau jetzt? Sie kniet noch immer auf dem Boden. Sie hat ja durchaus mit Ablehnung gerechnet. Sie weiß ja, dass manche in der jüdischen Tradition Einheimische und Ausländer klar trennen. Drinnen und draußen – streng unterscheiden. Der Wunderheiler drinnen. Sie aber draußen. Was soll sie jetzt tun? Welche Möglichkeiten hat sie in dieser Situation? Eine Möglichkeit ist: Sie könnte einfach still weggehen. So tun, als habe sie sich in der Tür geirrt, heim, und einfach vergessen, was passiert ist. Eine andere Möglichkeit ist: Sie könnte auch so richtig laut werden, ausrasten. Als ein Hund hatte er sie bezeichnet. Sie! Sie war eine angesehene Frau, hatte ein gutes Geschäft. Und er ein dahergelaufener Wanderprediger, mit seinen hässlichen Klamotten. Sie hatte sich doch schon vor ihm niedergeworfen! Was er sich einbilden würde, sie jetzt auch noch so herabzusetzen! Beides tut sie nicht. Sie bleibt weiter dort auf dem Boden knien. Ihr Kopf nach unten gesenkt, der Blick auf dem welligen Lehm Boden des Hauses.

„Herr, aber doch essen die Hunde unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder.“

Die Frau bleibt in dem Bild. In dem Bild, in das der Wunderheiler sie hineingezwängt hat. Sie der Hund, die Volksgenossen des Wunderheilers die Kinder. Sie gibt nicht auf. Sie geht nicht weg. Sie schreit nicht auf. Sie hat zuhause eine Tochter, die braucht die Hilfe dieses Mannes. Er ist der einzige weit und breit. Der einzige, bei dem sie eine Chance sieht, dass er etwas tun kann. Etwas, das ihr Leben für immer verändern könnte.

Äußerlich, ja äußerlich da bleibt die Frau auf dem Boden knien. Aber mit ihrem Verstand sieht sie Jesus direkt in die Augen. Wer sagt denn, dass nicht beides geht? Wer sagt denn, dass nicht die Kinder satt werden können und die

Hunde aber auch? Dass sich dieser Wundertäter voll und ganz für seine Leute einsetzen kann, aber trotzdem noch etwas für andere übrig bleibt. Für sie. Und bevor sie den Gedanken zu Ende gedacht hat, ist er auch schon ausgesprochen.

„Herr, aber doch essen die Hunde unter dem Tisch von den Brotsamen der Kinder.“

Auf den ersten Blick scheint die Antwort der Frau das Bild von Jesus einfach nur logisch weiter zu führen. Kinder, Hunde, Brot. Aber weit gefehlt! Im Gegenteil: Mit ihrer scheinbar harmlosen Antwort untergräbt die Frau die Aussage von Jesus: Nicht direkt, nicht beleidigend. Aber doch unverschämt. Unverschämt genial. Jesus hatte gesagt, sein Wirken ist nur für eine kleine, auserwählte Volksgruppe. Und nur für die. Und in ihrer bestechenden Genialität sagt diese Frau: Nein, Meister! Du hast solche Kräfte, dass das mehr drin ist! In dem, was die Frau da sagt, da ist Jesus jetzt nicht mehr der Hausvater, der seine Kinder gerade so versorgen kann. Nein, Jesus ist jetzt der König, an dessen Haustafel Überfluss herrscht. Bei ihm müssen die Kinder nicht hungrig jeden Bissen verschlingen – die Kinder haben solchen Überfluss, dass mit jedem Bissen, den sie verschlingen, genauso viel nach Unten fällt.

Die Frau erhebt sich in ihrer Antwort nicht selbst. Sie versucht nicht, mit Argumenten zu überzeugen, warum auch sie es wert ist, etwas von dem heilvollen Wirken dieses Wundertäters abzubekommen. Nein, dem äußeren Anschein nach bleibt sie dort, wo Jesus sie platziert hat – unten bei den Hunden. Aber im selben Moment wendet sie das Blatt: Mit ihrer bestechenden Intelligenz macht sie den Wundertäter größer, als er es selbst tut. Sie macht Jesus so groß, dass sich auch sein Wirkungskreis ausdehnt – und mit einem Mal ist auch für sie noch etwas übrig.

Ihr Glaube provoziert das heilvolle Wirken von Jesus geradezu heraus. Wenn der Wundertäter so groß ist, wie alle sagen: Dann ist doch genug für alle da – auch für sie!

Es ist der Glaube der Frau, der den heilvollen Liebesstrom Gottes für sie eröffnet. Die Kinder in dem Bild von Jesus, Jesu Volksgenossen und insbesondere die Jünger – die stechen nicht durch ihren besonderen Glauben hervor. Aber diese Frau. Sie bringt einen solchen Glauben an Jesus und seine Kraft mit, dass sie es schafft, Jesus in seiner Meinung umzustimmen. Und Jesus – Mit einem Mal kann er gar nicht anders, als sein heilvolles Wirken auch dieser Frau zukommen zu lassen.

Liebe Mittwoch-Morgen-Gemeinde:

Woher hat diese Frau einen solchen Glauben? Ich meine: Ich habe mein ganzes Leben schon etwas mit diesem Jesus zu tun. Aber sie? Ich hab keine Ahnung, woher ihr Glaube kommt! Sie hat doch nur vom Hörensagen gehört, was er so drauf hat?! Die Frau ist dabei nicht idealistisch. Sie kennt die harte Realität. Den Ist-Zustand. Sie hat die harsche Abfuhr von Jesus sehr wohl gehört. Aber während sie sich dieser harten und kalten Wirklichkeit aussetzt, ist da etwas anderes. Etwas, das sie vorantreibt. Sie glaubt. Sie blickt auf diesen Wundertäter und sie vertraut auf das, was Wirklichkeit werden könnte.

Und genau das ist Glaube. Glaube nimmt wahr, wie die Wirklichkeit ist. Hart und unbarmherzig. Aber dabei bleibt Glaube nicht stehen. Während der Glaube Härte und Unbarmherzigkeit wahrnimmt - im selben Moment, da rechnet der Glaube mit den Möglichkeiten Gottes. Glaube sieht das Faktische. Aber im selben Moment ahnt Glaube, dass das Mögliche genauso zur Wirklichkeit werden könnte. Glaube ist der kreative Möglichkeitssinn, der Mögliches wirklich macht. Der kreative Möglichkeitssinn, der Mögliches wirklich macht.

Ich sehe einen Teebeutel – und plötzlich halte ich es für möglich, dass dieser Teebeutel mehr sein kann und mehr sein soll als trockenes Gras in Filterpapier.

Ich sehe eine Situation – und plötzlich halte ich es für möglich, dass ich dieser Situation nicht hilflos ausgeliefert bin, sondern dass ich mich auf sie beziehen kann.

Ich sehe eine Person – und plötzlich halte ich es für möglich, dass zwischen dieser Person und mir etwas entstehen kann: eine Debatte, ein Streit, ein Tausch, ein Tanz, ein Kuss.

Ich sehe einen Stapel Papiere – Examensarbeit oder Hebräisch-Vokabeln – und plötzlich halte ich es für möglich, dass mich diese Last nicht erdrücken muss, sondern dass da jemand ist, der mir in all dem Druck mit seinem bedingungslos ausgestreckten Arm begegnen kann und begegnen möchte, der mich hält und der mit mir einen Schritt nach dem anderen nach vorne geht.

Das ist Glaube: Ich stelle mich der Tatsache, dass es ist, wie es ist – aber das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Glaube aber rechnet damit, dass es Gutes geben kann. Die Frau in der Geschichte sieht das Wirkliche – Ablehnung. Aber obwohl zwischen ihr und der Heilung ihrer Tochter die Ablehnung von Jesus Christus höchstpersönlich steht – trotzdem kann und will sie vom Möglichen nicht ablassen. Ein tiefer Glaube, gepaart mit einem ungeheuren

Mut – der Mut, der sie dazu treibt, ein zweites Mal ihren Schatten zu überspringen. Sich nicht nur zu einem fremden Wundertäter aufzumachen und nach einer Ablehnung wieder nach Hause zu gehen. Sondern auch noch seiner Ablehnung mit Blitz und Verstand entgegenzutreten. Und ihn dabei selbst größer zu machen, als er es selbst tut.

Mit Blick auf den Wundertäter Jesus glaubt sie, dass für sie das Mögliche zur Wirklichkeit werden könnte: Und diesem Glauben kann dann auch Jesus nicht mehr widerstehen. Denn einen solchen Glauben ist er einfach nicht gewohnt von seinen sonstigen Zuhörern.

29 Und Jesus sprach zu ihr: Um dieses Wortes willen geh hin, der Dämon ist aus deiner Tochter ausgefahren. 30 Und sie ging hin in ihr Haus und fand das Kind auf dem Bett liegen, und der Dämon war ausgefahren.